
Christian Wolf

„Und siehe, wir leben“

Christliches Leben und Überleben hinter der Mauer

Der Erinnerungs-Marathon¹ des Jahres 2009 biegt auf die Zielgerade ein. Die Endziffer 9 hat zum massenhaften Gedenken an historische Ereignisse aller Art, an Wissenschaftler, Künstler, Musiker, Politiker animiert. Es ist zu hoffen, dass sich das nicht als schlaues Ablenkungsmanöver von den brennenden Gegenwartsproblemen erweisen wird. Die Gedenk-Lawine rollte schließlich auf ihren donnernden Schlusspunkt zu: „20 Jahre Mauerfall“ – ausgerechnet am 9. November, einem Datum im Zwielficht deutscher Geschichte.

Die Zahl der Foren, Ausstellungen, Medien-Ereignisse und -Erzeugnisse zu diesem Schicksalstag sind Legion. Auf allen Kanälen werden Zeitzeugen wiederbelebt. Allein die „Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur“ hat von 1998 bis 2008 mehr als 1700 Veranstaltungen und 240 Bücher bezuschusst sowie 25 Mio. € Fördermittel vergeben – für eine „Fußnote der Geschichte“, wie Stefan Heym die DDR bezeichnete, die gerade mal 20 Jahre zurückliegt. Da muss wohl noch einiges rumoren im Gedächtnis der Deutschen.

Was könnte ein einzelner Zeitgenosse zu der geballten Ladung Erinnerungskultur noch Sinnvolles hinzufügen, was nicht schon von Politikern, Historikern, Philosophen und Theologen gesagt ist? Vielleicht macht es Sinn, wenn ein Einzelner das, was schon von anderen gesagt ist, noch einmal anders sagt, weil er es ein bisschen anders erlebt hat. Das bedeutet aber, dass dieser Bericht notwendigerweise autobiografische Züge aufweisen muss, er ist zeitgeschichtliche Reflexion als Reflexion des eigenen Lebens.

Grundlage meiner ziemlich unsortierten Mitteilungen sind also die persönlichen Erfahrungen aus bisher 77 Lebensjahren. Dreizehn davon wurden in der Nazidiktatur gelebt. 1945 wurde der Teenager nach 10 Wochen unter amerikanischer Besatzung nahtlos der sowjetischen Besatzungsmacht übereignet, die ihn ab 1949 auch im Staat DDR als „Freund und Beschützer“ nicht aus den Augen ließ. Als Fazit aus diesen 45 Jahren in einer von der marxistisch-leninistischen Ideologie geknebelten Gesellschaft habe ich den Satz des Apostels Paulus aus 2. Korinther 6,9 gewählt: „Und siehe, wir leben.“

Es mag unangemessen, ja anmaßend erscheinen, Paulus als Kronzeugen für ein paar Jahrzehnte Leben in der DDR beizubringen. Aber sein Satz klingt optimisti-

¹ Dieser Vortrag wurde zur Gedenkveranstaltung am Theologischen Seminar Elstal (FH) aus Anlass der Öffnung der Mauer vor 20 Jahren am 9. November 2009 gehalten. Der Vortragsstil wurde beibehalten.

scher als z. B. das traurige „Wir sind noch einmal davongekommen“. Außerdem haben wir es mit einem genuin christlichen Satz zu tun, und im Folgenden wird die Erfahrung von Christen, speziell freikirchlichen Christen aus christlichem Blickwinkel verstanden und gedeutet. Wenn dann der Paulus-Satz auch über den 20 Jahren nach dem Mauerfall stehen bleibt, so heißt das, dass sich für christliches Leben in dieser Welt bei allem aufregend Neuen doch nichts grundsätzlich geändert hat.

Es ist nicht nur vom Leben, sondern auch vom Überleben die Rede. Man überlebt Kriege oder Naturkatastrophen. Man kann auch eine Geschichtskatastrophe wie den Zweiten Weltkrieg überleben und gleich in den nächsten „Krieg“ weitergereicht werden, nämlich jenen, den der Staat DDR gegen seine Bevölkerung und insbesondere gegen die Christen führte.

Totgesagte leben länger, heißt es. Für die Christen, die in der DDR lebten, trifft das zu. Ihnen wurde vom Kindergarten an eingebläut, dass Religion und Glaube Rudimente einer vergangenen Gesellschaftsordnung seien. „Als die Sterbenden“ sind sie von der herrschenden Weltanschauung abgeschrieben worden.

Doch es kam anders. Die so siegessicher auftrumpfende Ideologie des „real existierenden Sozialismus“ schrumpfte selbst zum verwünschten Überbleibsel in einem Volk, das zuerst mit den Füßen und dann an der Wahlurne abstimmte zugunsten einer anderen Ordnung. Wobei sich die Sehnsucht zunächst nicht auf eine grundlegend andere *politische* Ordnung richtete, sondern auf ein elementar anderes Leben, regiert von den beiden Mächten „Freiheit“ und „Frieden“. Erst danach ging den Massen auf, dass auch „Einheit“ ein erstrebenswertes Ziel sei und dass dieses Dreigestirn nicht ohne politische Entscheidungen zu haben ist.

Die Sehnsucht vieler zielte schlicht auf die materielle Seite dieser Grundwerte, auf die Freiheit zu reisen und asiatisch zu essen, auf den persönlichen Frieden. Sie wollten nach den vielen Jahren des Drucks durch Partei und Staat in Ruhe gelassen werden. Dieses Gemisch aus Sehnsucht nach einer anderen Art von Gemeinschaft und erwachendem Individualismus symbolisierte sich in einem Bild von der großen Kundgebung auf dem Berliner Alexanderplatz am 4. November 1989. Da sah man in der Menge ein Plakat „Wir sind das Volk“ und nicht weit davon hob einer sein Schild in die Höhe: „Ich bin Volker“.

Es war nur eine Minderheit der Bevölkerung, die Freiheit und Frieden in größeren gesellschaftlichen Zusammenhängen sah und die Einheit nicht nur in der D-Mark suchte. Die Mehrheit wird recht gut charakterisiert durch ein Zitat aus dem Buch „Westbesuch“ von Jutta Voigt²:

„Der Westen als Traumziel – mit seiner Unerreichbarkeit hatte seine Heiligsprechung begonnen. Dieser Westen war die Erfindung des Ostens. Ihm gehörte der Himmel gleich nebenan. Ein historisch einmaliger Überfluss an Hoffnung.“

Diese Romantisierung des Westens fand im geeinten Deutschland ihr Ende, als träumerische Hoffnung auf Wirklichkeit traf.

² JUTTA VOIGT, Westbesuch. Vom Leben in den Zeiten der Sehnsucht, Berlin 2009.

Es war auch nur eine Minderheit der Christen, die dem Dreigestirn Freiheit-Frieden-Einheit die „Gerechtigkeit“ und die „Bewahrung der Schöpfung“ hinzugefügt hatten und beide in den niederschmetternden DDR-Verhältnissen unter Gefahr für ihre Person aktiv vertraten, womit sie das Ende dieses Staats beschleunigten. Der christliche Widerstand ging von einzelnen Personen und kleinen Gruppen aus, nicht von der Institution Kirche.

Die DDR ist definitiv tot. Daran ändern auch mancherlei nostalgische Wiederbelebungsversuche nichts, die sich auf einzelne Aspekte dessen beziehen, was „nicht schlecht“ war in der DDR. Der „real existierende Sozialismus“ liegt im Grab, und wenn immer noch einige weinend ihre Blumen darauf legen, dann liegt das auch an der geringen Distanz zu den Ereignissen. 20 Jahre ist es erst her – was ist das im Zusammenhang der deutschen, europäischen und Weltgeschichte! Wir brauchen mehr Distanz um besser zu verstehen und die geistig-moralische „Mauer in den Köpfen“ abzubauen.

Wie schwer es gelingt, jetzt schon „gesamtdeutsch“ zu denken, verrät bereits die Sprache. Immer wieder wird von der „ehemaligen“ bzw. „damaligen“ DDR gesprochen, als ob es auch eine heutige, jetzige DDR gäbe. Bis es zu einer gemeinsamen Gegenwart kommt, wird die Vergangenheit noch lange mit uns gehen. Man kann das feststellen in Gesprächen mit Westdeutschen, die noch nie in den (gar nicht mehr so) neuen Bundesländern waren, oder an Ostdeutschen, die den Marxismus-Leninismus mit der Muttermilch eingesogen haben, und sich nun gegen jede andere weltanschauliche Information sperren.

Von Bauern, die der Veterinärmedizin gegenüber misstrauisch sind, kann man gelegentlich den Satz hören: „Der Tierarzt muss das Tier erst schlachten, bevor er sagen kann, was ihm gefehlt hat.“ Die DDR ist tot, aber sie liegt noch im Schlachthaus; Historiker und Publizisten untersuchen ihre Organe, ob sie Unrechtsstaat oder Diktatur – halb oder ganz oder gar nicht – war, ob 1989 als „Wende“ oder „Revolution“ bezeichnet werden muss, was Schlechtes und wie viel Gutes an ihr war u. dgl.

Wir brauchen mehr Distanz, um besser zu verstehen. Das ist die eine Wahrheit. Die andere hat mit der Wirklichkeit des Tempos unserer Zeit zu tun. Seit dem Fall der Mauer hat sich die Welt der Politik, der Technik, der Wirtschaft und Kultur rasend schnell verändert. Auch die eigentlich so beharrungsfähigen Kirchen können sich dieser Beschleunigung nicht entziehen³. So macht es Sinn, Zeitzeugen zu befragen, die das Leben hinter der Mauer noch selbst „genossen“ haben.

Von der Generation, der dieses durch die Niederlage des Zweiten Weltkriegs erzwungene Staatsgebilde Lebensort und Schicksal war, leben noch viele. Sie können als Zeitzeugen eines halben Lebensalters aus ihrer Perspektive mitteilen, was ihnen an und in der DDR gefehlt bzw. nicht gefehlt hat. Sind sie erst einmal tot, bleiben nur Texte zur Erklärung.

³ Als Beispiel sei genannt der Wechsel von den „gästeorientierten Gemeinden“ im Sinne von „Willow Creek“ zu den diffusen Formen der „Emerging Churches“ (s. ThGespr 3/2009, 107-131).

I Die Zäsur des 9. November 1989 – Wahnsinn und Wunder

„Joshua fought the battle of Jericho and the walls came tumbling down“. Nie zuvor und nie danach stimmten wir diesen Gospelsong mit so viel Inbrunst an wie am Tag des Mauerfalls. Die Jericho-Geschichte aus dem Josua-Buch war zu unserer Geschichte geworden. Vier mal sieben Jahre waren wir in Gedanken – und manche Tollkühnen auch physisch – gegen die Mauer gerannt, nun stand uns mit einem Mal unser „Jericho“ offen.

An jenem Donnerstagabend saßen wir im Theologischen Seminar Buckow mit Studienbewerbern in einem Proseminar zusammen, als uns der Verwaltungsleiter mit der Nachricht unterbrach: Die Grenze ist offen zur Ausreise für alle! Da gab es für die Studenten kein Halten mehr, sie probierten den „Mauerdurchbruch“ auf der Stelle aus. Am nächsten Tag waren sie alle wieder da.

Bleiben oder gehen – diese Frage hat seit Gründung der DDR viele ihrer Bürger existenziell bewegt. Vor dem Mauerbau stimmten jedes Jahr Hunderttausende mit den Füßen ab für das andere Deutschland⁴, nach dem 13. August 1961 blieb nur die Alternative Flucht unter Lebensgefahr oder Antrag auf Ausreise mit ungewissem Ausgang und bei Ablehnung ein Leben als gebrandmarkter Outlaw in der DDR. Am 9. November 1989 tat sich mit einem Schlag eine völlig neue, verlockende Perspektive des Gehens auf. An eine Vereinigung der beiden deutschen Staaten dachte an diesem Tag noch niemand.

Genau ein Jahr zuvor hatte ich in einem ebensolchen Proseminar zum Thema „Glauben und Bleiben – in der DDR“ gesprochen⁵, und zwar indem ich den Satz „Glaubt ihr nicht, so bleibt ihr nicht“ aus Jesaja 7,9 umdrehte zu „Bleibt ihr nicht, so glaubt ihr nicht!“ Jahrzehntelang waren die Gemeinden in der DDR durch das Weggehen vieler Mitglieder geschrumpft. Der Verlust wertvoller Mitarbeiter hatte sie geschwächt. Deshalb meine Frage damals an die Studienbewerber:

„Hat unser Bleiben im Glauben etwas zu tun mit unserem Bleiben in der DDR, als Bürger und als Christen? Wenn ja, warum? Warum gehören wir nicht zu den ‚Antragstellern‘, warum sind wir nicht bei den ‚Ausreisewilligen‘, sondern beraten miteinander, wie ein Studium für den künftigen Dienst als Pastorin bzw. Pastor in diesem Land zu gestalten sei?“

Die Predigt stellte indirekt die Frage nach einem dritten Weg zwischen kritikloser Anpassung und absoluter Verweigerung. Dem Staat war aber schon das *Fragen* nach einem dritten Weg ein Zeichen für „feindliches“ und subversives Denken, das ihm gefährlich werden könnte. Dass die Stasi mit ihren verquerten Ideen die Aufforderung zum Bleiben aus dem Mund eines Christen als umstürz-

⁴ Von 1955 bis zum 13. August 1961 meldeten sich fast 1,5 Mio. DDR-Bürger in den westdeutschen Notaufnahmehäusern, d. h. monatlich im Durchschnitt die Einwohnerschaft einer Kleinstadt.

⁵ Vgl. CHRISTIAN WOLF, *Die Sprache des Herzens und die Sprache Gottes. Alttestamentliche Predigten aus drei Jahrzehnten*, Wuppertal/Kassel 1997, 38 ff.

lerischen Versuch verstand, den Widerstand gegen den SED-Staat zu stärken, ahnte ich damals nicht.⁶

In den öffentlichkeitswirksamen Medienereignissen zum Mauerfall werden vor allem die „Heldentaten“ der DDR-*Flüchtlinge* bejubelt, von den bis zum Ende Dagebliebenen hört man weniger. Doch das Bleiben war für manche nicht weniger mutig als das Gehen. So mischte sich der Ruf „Wir wollen raus“ der sogenannten Ausreisewilligen mit dem „Wir bleiben hier“ der geduldig Hoffenden. Die meisten wollten nicht aus der DDR abhauen, aber gern hin und wieder mal rauskommen.

Am Tag nach dem Mauerfall tagte der Arbeitskreis Frieden des BEFG/DDR in Berlin. Ich musste das Auto weit vor dem Tagungsort in der Cantianstraße, der kurz vor der Mauer lag, stehen lassen. Die zu den Übergängen strömenden Massen verstopften die Straßen. Der Generalsekretär des Bundes, der in der Nacht von seinem Wohnsitz in Thüringen ahnungslos aufgebrochen war, wunderte sich, dass er über Westberlin in die Cantianstraße umgeleitet wurde, was tags zuvor noch undenkbar war; der Ethikprofessor vom Theologischen Seminar in Louisville/USA, der aus Westberlin zu uns stieß, konnte es nicht fassen, dass er überhaupt nicht kontrolliert wurde. Als der Präsident des Bundes in der Mittagspause probeweise durch ein Mauerloch die kurze Strecke zu jenem Haus jenseits der Grenze ging, in dem er mehr als 30 Jahre zuvor als Student des Hamburger Seminars im Gemeindepraktikum gewohnt hatte, war das für ihn ein Wunder.

„Wunder“ war das Wort der Christen für die „Revolution der Kerzen“⁷ in jenen Tagen, „Wahnsinn“ nannten es die Nichtchristen. Das Wort hatte plötzlich einen positiven Sinn bekommen: Wahnsinn war die säkularisierte Form des Wunders. Viele ehemalige DDR-Bürger und -Christen geben auch 20 Jahre nach dem Mauerfall ihr Votum immer noch unter diesem Stichwort ab – und das ist gut so. Die historische Forschung als die einseitige Objektivität der Danachgekommenen wird so ergänzt durch die vielseitige Subjektivität der Dabeigewesenen.

Ein kleines Detail soll diese Doppeldeutigkeit des Verstehens beleuchten. Historiker haben herausgefunden, dass die SED-Kampfgruppen, die die kerzentragenden Demonstranten am 9. Oktober in Leipzig umzingelten, keine scharfe Munition hatten. Die Demonstranten wussten das aber nicht, deshalb schmälert das Ergebnis der historischen Forschung nicht die Tatsache ihrer Angst und ihres Todesmuts.

Die Akten des Staats, speziell der Stasi, sind frisiert. Es wurde niedergeschrieben, was gewünscht wurde, und wo nichts Auffälliges zu erkennen war, wurde hinzugedichtet. Im Lager der Zeitzeugen stehen sich die oft düsteren Berichte der

⁶ Vgl. DIETRICH MENDT, *Stasiverseuchte Kirche?*, Leipzig 1995, 10.

⁷ JÖRG SWOBODA (Hg.), *Die Revolution der Kerzen – Christen in den Umwälzungen der DDR*, Wuppertal/Kassel 21990.

Verfolgten und die weitgehend verharmlosenden Darstellungen der Nutznießer gegenüber. So wird beides gebraucht: die distanzierte Analyse der literarischen Geschichtsforschung und die widersprüchliche Erzählung der Oral History. Auch beide zusammen können jedoch vergangenes Leben nicht wiederbringen.

Es kostet Überwindung, im Strom der überall sich meldenden und vorgeführten Zeitzeugen seinen Kopf zu heben als Bürger, Christ und Theologe aus der verblichenen DDR. Aber ich habe vom Alten Testament gelernt, dass Geschichte erzählt werden muss, wenn sie Bedeutung für kommende Generationen haben soll. Und das Neue Testament hat mich in eine ironische Beziehung zur Geschichte gebracht, weil sein „eschatologischer Vorbehalt“ mir im Lauf des Lebens immer wieder zum Rückhalt geworden ist. „Als die Sterbenden, und siehe, wir leben.“ Die Krise ist das Standardmodell der Geschichte, diese paulinische Weltsicht wird durch Lebenserfahrung bestätigt.

Wenn „das Wesen dieser Welt vergeht“ (1. Kor 7,31), dann bleibt angesichts einer solchen letzten Wende jede andere „Wende“ zweitrangig. So gehört auch die 1989er Wende bzw. Revolution zum Vorletzten, das vorübergeht, und kann vom Christen aus wohlwollend-ironischer Perspektive betrachtet werden. Dass dem Begriff Revolution entgegen aller vorherigen geschichtlichen Erfahrung das Attribut „friedlich“ hinzugefügt werden muss, bestätigt die Einzigartigkeit der Ereignisse als „Wunder-Wahnsinn“ oder „Wahnsinnswunder“. Diese mehr oder weniger spontanen Ausbrüche der Freiheitsliebe wurden ja erst im Nachhinein als Revolution bezeichnet, ein theoretischer revolutionstheologischer Ansatz lag ihnen nicht zugrunde, auch wenn die christlichen Gruppen sich von der latein-amerikanischen Befreiungstheologie und von Martin Luther Kings Gewaltlosigkeitsprinzip hatten inspirieren lassen. Es ging ihnen um die Verbesserung oder Ersetzung eines maroden Gesellschaftssystems, nicht um die Realisierung des Reiches Gottes auf Erden.

Die deutschen Erinnerungsweltmeister haben für den Umgang mit Geschehenem den Begriff „Aufarbeitung“ geprägt, ein Begriff, den man bis dahin im Handwerk verwendete, wo verschlissene Kleider aufgefrischt und altersblind gewordene Tischplatten aufpoliert wurden. Dieses Aufmöbeln des Alten dient also dazu zu erhalten, was an ihm noch gebrauchsfähig ist.

„Es war nicht alles schlecht an der DDR“ lautet der wohl meistgebrauchte Aufarbeitungssatz. Natürlich nicht, die Poliklinik und das Ampelmännchen mit Hut waren gut. Doch auf diesem nostalgisch selbstrechtfertigmachen Niveau möchte ich Aufarbeitung nicht verstehen, sondern kritisch-selbstkritisch nach Gründen für unsere Gebrauchsfähigkeit fragen – damals wie heute, Gebrauchsfähigkeit im Sinne unserer Berufung zum Dienst für Gott und die Menschen, wie es uns im 175. Jubiläumsjahr des deutschen Baptismus das Motto J. G. Onckens wieder nahelegt: Pro Gloria Dei et Bono Publico.

„Sind wir noch brauchbar?“ Das war die Frage, die sich *Dietrich Bonhoeffer* nach zehn Jahren Nazidiktatur an der Jahreswende 1942/43 stellte, ein Vierteljahr vor seiner Verhaftung:

„Wir sind stumme Zeugen böser Taten gewesen, wir sind mit vielen Wassern gewaschen, wir haben die Künste der Verstellung und der mehrdeutigen Rede gelernt, wir sind durch Erfahrung misstrauisch gegen die Menschen geworden und mussten ihnen die Wahrheit und das freie Wort oft schuldig bleiben, wir sind durch unerträgliche Konflikte müde oder vielleicht sogar zynisch geworden – sind wir noch brauchbar?“⁸

Das hätte Bonhoeffer auch am Ende der DDR schreiben können. Wir waren zermürbt und mussten vor Gebrauch erst kräftig geschüttelt werden. Was Bonhoeffer damals folgerte, gilt heute unvermindert: „Nicht Genies, nicht Zyniker, nicht Menschenverächter, nicht raffinierte Taktiker, sondern schlichte, einfache, gerade Menschen werden wir brauchen.“ In dieser Hinsicht hat sich durch die Revolution der Kerzen nichts geändert – der Mensch ist das Problem, damals wie heute, in Ost wie West: Wahnsinn!

2 Was hat der real existierende Sozialismus mit den Menschen gemacht?

Es wird oft gesagt, dass die Menschen in der DDR solidarischer waren, enger zusammenrückten in der Mangelwirtschaft. Dass das nicht stimmt, hätte jeder zum Beispiel im Städtchen Buckow in der Märkischen Schweiz sehen können, wenn es einmal Südfrüchte gab. Dann wurde das viel zu geringe Kontingent zuerst einmal unter den Verkäuferinnen und ihren Freunden aufgeteilt, und was übrig blieb, darum stritten sich die Zuspätgekommenen.

Neid herrschte auch im Sozialismus, z. B. gegenüber den Parteibonzen mit ihren Sondereinkaufsmöglichkeiten oder denen, die mit Westmark im Intershop einkaufen konnten. Dass den DDR-Kirchen von ihren BRD-Schwesterkirchen mit Autos, Baumaterial und anderen schönen Dingen geholfen wurde, erweckte auch nicht gerade die Sympathie jener Nichtchristen, die sowohl von Partei- wie von Kirchenprivilegien ausgeschlossen waren. Die Sachsen waren neidisch auf die Berliner, weil diese im „Schaufenster zum Westen“ manche kleinen Vorzüge genossen, und die Berliner ärgerten sich über die Sachsen als „fünfte Besatzungsmacht“, weil sie viele Funktionäre und Polizisten stellten.

„Wenn die Ostdeutschen wirklich warmherziger wären, dann wären sie es heute noch“, schreibt Uwe Tellkamp, der Autor des monumentalen DDR-Romans „Der Turm“.⁹ Er fährt fort: „Das Abgründige des Systems lag darin, dass Sie als Gefangener ein Maß an Freiheit erlebten, wie Sie's als Freier nie wieder kriegen.“ Das war die Dialektik des Lebens der Eingemauerten: „Als die Sterbenden, und siehe, wir leben.“

⁸ DIETRICH BONHOEFFER, Widerstand und Ergebung. Briefe und Aufzeichnungen aus der Haft, München ¹³1951, 31.

⁹ ZEIT-Literatur Nr. 49, 11/2008.

Walter Ulbricht proklamierte in den 50er Jahren den „Menschen neuen Typus“, Erich Honecker präzierte das zum Erziehungsziel der „entwickelten sozialistischen Persönlichkeit“. Um Menschen nach dem Bild der SED-Ideologie zu schaffen, mussten sie perfide manipuliert werden, vor allem durch das von Margot Honecker geleitete Erziehungswesen. Es gehört für mich zum „Wunder“, dass es dennoch viele „einfache, gerade Menschen“ gab. Es wäre falsch, das ausschließlich dem Vorhandensein der Kirchen mit ihrem christlichen Menschenbild zuzuschreiben – sie hatten trotz (oder gerade wegen?) schwindender Mitgliederzahl ihren Anteil daran, aber der Geist dessen, der den Menschen nach *seinem* Bild erschaffen hat, wehte auch bei anderen. Die 70 000 gewaltfreien Demonstranten am 9. Oktober auf dem Ring in Leipzig setzten sich aus einer Minderheit von Christen, anderen Rand- und Protestgruppen und einer Mehrheit endlich mutig gewordener „Otto-Normalverbraucher“ zusammen.

Schließlich gab es auch noch *Michail Gorbatschow*, den „Kyrus“ aus der Sowjetunion, dessen Glasnost und Perestroika¹⁰ Menschen nicht nur in der DDR, sondern auch in anderen Ostblockstaaten zu selbstbewussterem Auftreten ermutigten. Die Demonstrationen in den Städten der DDR und die Umwälzungen in Osteuropa wären wahrscheinlich nicht so friedlich verlaufen, hätten die Regierungen nicht gewusst, dass sie mit den sowjetischen Panzern nicht mehr rechnen konnten.

Man konnte beim Einholen von Genehmigungen manchmal auf einen Parteifunktionär treffen, der sich im Rahmen seiner eng gefassten Kompetenzen einen Moment humaner Selbstbestimmung herausnahm. Einen offenen Austausch über Glaubens- und Weltanschauungsfragen ohne Angst des Gesprächspartners vor partei-disziplinarischen Folgen gab es jedoch kaum. Zwar wurde man von allerlei Organisationen und Behörden immer wieder zum „vertrauensvollen Gespräch“ von Mensch zu Mensch eingeladen, aber das war ein Schattenboxen mit abgezielten Bewegungen und vielen Tabus. „Durch Erfahrung misstrauisch“ geworden blieben wir dem Gegenüber das „freie Wort“ oft schuldig.

So lebten Christen in der DDR gewöhnlich in zwei verschiedenen Räumen. Die Öffentlichkeit in Schule und Betrieb nahmen sie als Raum des Misstrauens wahr, in der christlichen Gemeinde fanden sie im Normalfall den Raum des Vertrauens. Diesen konnte oft selbst die Familie nicht bieten, wenn man ihr als einziger Christ angehörte. In den vollchristlichen Familien versuchte man gegenzusteuern gegen die Indoktrination der Kinder durch eine vollständig ideologisierte Schule. Das führte zu Dauerkonflikten zwischen den häuslichen und den schulischen Autoritäten. Trotz großer Tapferkeit vieler Kinder aus christlichen Familien nagte diese Zermürbungstaktik an ihrem Nervenkostüm.

Seit der Schlussakte der Helsinki-Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa 1975 (KSZE) kursierte das Schlagwort von den „vertrauensbildenden Maßnahmen“. Es galt vielleicht für Abrüstungsmaßnahmen in der

¹⁰ Transparenz und Transformation.

großen Politik, zu Hause dagegen wuchs das Misstrauen der DDR-Führung gegenüber ihren eigenen Bürgern unentwegt. Jeder Versuch der Friedensgruppen, Vertrauen zu bilden, wurde mit Bespitzelung und Gewalt beantwortet. Noch Ende September 1989 gaben Mielke und Honecker scharfe Anweisungen, die „Konterrevolution“ im Keim zu ersticken. Sie waren eher bereit, ihre „sozialistischen Persönlichkeiten“ niederzuschießen als einzugestehen, dass sie keine geistige Macht mehr über sie hatten. Der DDR-Sozialismus konnte Menschen psychisch *verformen*, ihre Mehrheit radikal nach seinem Bild *umzuformen*, gelang ihm nicht.

Nachdem die DDR-Ideologie mit ihrer menschenverachtenden Praxis hinter uns liegt, haben wir in diesen Tagen allen Anlass zu fragen: Was macht der Kapitalismus mit den Menschen? Oder genauer: Welche menschenverachtenden Züge weist die radikale Marktgesellschaft auf? Aber das ist ein Thema für sich und kann hier und heute nicht abgehandelt werden. Grundsätzlich sei nur darauf hingewiesen, dass der Kapitalismus, der kein System sein will, keine anderen Menschen zur Verfügung hat, als der Sozialismus sie hatte. Sie sind ebenso manipulierbar und werden auch manipuliert, nur auf andere Weise. Die radikale Marktwirtschaft, die den Kapitalismus zur Ideologie des Geldes macht, zwingt den Menschen unter das Joch des unbedingten Profitstrebens und in den Dauerstress permanenter Selbstmobilisierung. Die „allgemeine Mentalität des schnellen Geldes“ greift um sich.¹¹ Das führt – ähnlich wie im DDR-Sozialismus – zu einer Gesellschaft ohne Moral und Verantwortung.

Der Sozialismus ist daran zugrunde gegangen, den Kapitalismus wird auf diesem Weg das gleiche Schicksal ereilen. Die Erfahrung aus 40 DDR-Jahren lehrt: Je länger die Segnungen ausbleiben, die ein gesellschaftliches System verspricht, umso zahlreicher wenden sich die Menschen von ihm ab.

Das Ende der DDR geschah nicht sang- und klanglos. Aus zehntausenden Kehlen erscholl der Ruf „Wir sind das Volk“ und „Wir bleiben hier“. Vor allem aber war es *ein* Klang, der dieses Ende einläutete:

3 „Keine Gewalt!“

Opposition gegen das DDR-System entstand zuerst in den Friedens- und Umweltgruppen, und diese waren von Anfang an durch das Prinzip der Gewaltlosigkeit geprägt. Ohne den von Pfarrer *Christoph Wonneberger*¹² öffentlich verbreiteten Aufruf zu einem „Sozialen Friedensdienst“ mit den gleichzeitig begonnenen Montags-Friedensgebeten und ohne die im September 1989 von der

¹¹ Wie ein Riss in einer hohen Mauer. Wort des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland zur globalen Finanzmarkt- und Wirtschaftskrise, Hannover, Juni 2009, 13.

¹² 1977-1984 Pfarrer in Dresden, 1985-1991 in Leipzig (nach Schlaganfall am 30. 10. 1989 1991 in den Ruhestand versetzt).

Leipziger Nikolaikirche ausgehenden gewaltlosen Demonstrationen hätte es keinen 9. November gegeben. Der Ruf „Keine Gewalt“, sichtbar unterstützt von den brennenden Kerzen auf den Straßen, war ein entscheidendes Element für den Erfolg der friedlichen Revolution. Die demonstrierende Gegengesellschaft blieb bei der strikten Gewaltlosigkeit, obwohl sie von der militärischen Gewalt eingekesselt war. Zehntausende Demonstranten ließen sich in ihrem Widerstand gegen die Militarisierung der DDR-Gesellschaft vom Geist der Bergpredigt leiten. *Christian Führer*, der Pfarrer der Nikolaikirche und neben Wonneberger Spiritus Rector der Friedensgebete, nannte die Auflösung der zum Bersten geladenen Bedrohungsatmosphäre in Frieden und nicht in einer Gewaltexplosion ein „Wunder biblischen Ausmaßes“.

„Keine Gewalt“ ist angesichts erschlagener Hilfeleistender, missbrauchter Kinder, misshandelter Frauen und Senioren, Amok laufender Schüler und neuartiger Formen des Krieges nach wie vor ein notwendiger Ruf. Rückblickend auf ein Leben in drei verschiedenen politischen Systemen beschränke ich diesen Ruf hier und jetzt auf die Gewalt des Krieges.

3.1 Vor 70 Jahren, am 1. September 1939, tönte beim Einmarsch der deutschen Truppen die Stimme Adolf Hitlers durchs Radio: „Die deutsche Wehrmacht ist zum Kampf für den Frieden angetreten.“ Dieser „Friedenskampf“ wurde uns in der Schule in unzähligen Auswertungen der „Wehrmachtsberichte“ eingetrichtert, die militärischen Siege als Siege des „Führers“ gefeiert, die spätestens ab Stalingrad nur noch gelogen waren. Der Krieg war ein Heldenepos, die jämmerlich umgekommenen Soldaten die verehrten Helden.

Noch kurz vor Kriegsende jagte uns Pimpfe unser ehemaliger „Fähnleinführer“, der als stolzer junger Leutnant auf Urlaub gekommen war, mit „Sprung auf, marsch marsch“ durch die Pfützen. Er wollte uns „zäh wie Leder, hart wie Kruppstahl und flink wie die Windhunde“ für den „Endsieg“ machen. Ich traf den Mann später als Generalsekretär des Fußballverbands der DDR auf dem Flughafen wieder. Er stahlte jetzt seine Fußballer in der neuen Ideologie, die er mit gleichem Schneid wie die alte vertrat.

Dass ich als Zwölfjähriger mich nicht wie manche meiner Schulkameraden kurz vor dem Zusammenbruch noch zum „Werwolf“ machen ließ oder eine Panzerfaust in die Hand nahm und durch sie starb wie einer meiner Mitschüler, verdanke ich dem Evangelium, das in der Baptistengemeinde verkündigt wurde. Damit war zwar kein Aufruf zum politischen Widerstand verbunden, aber es genügte, um mich dem mörderischen „Kampf für den Frieden“ kurz vor dem heillosen Untergang des „Hitlerreichs“ zu entziehen.

Ich hatte eine Ahnung bekommen von dem Frieden, der „höher ist als alle“ ideologisierte „Vernunft“. Dieser Frieden hat mein Herz und meine Sinne ein für allemal imprägniert gegen den Frieden der Gewalt. Ich werde mich immer wehren gegen die zynische Logik des Großen Vorsitzenden *Mao Tse-tung*, der auch die Denke des militärisch-industriellen Komplexes entspricht: „Wir wollen keinen Krieg; man kann aber den Krieg nur durch Krieg abschaffen, und wenn

man will, dass es keine Gewehre mehr geben soll, muss man das Gewehr in die Hand nehmen.“

3.2 Nach 1945 wurden wir mit einer neuen Art von „Kampf für den Frieden“ konfrontiert. Er zog zunächst die jungen Leute an, weil er sich als Kampf gegen den verhassten „Faschismus“ gerierte. Bald entpuppte er sich jedoch als der „Friedenskampf“ der SED zur Durchsetzung ihrer Herrschaft im „Bruderbund“ mit der „ruhmreichen“ Sowjetunion. Der Begriff „Kampf für den Frieden“ wurde bei jedem Diskussionsbeitrag oder auch nur einer Äußerung, die von der Partei als „feindlich“ eingestuft wurde, als Totschlagargument benutzt.

Als ich meinen ersten Gemeindedienst 1958 in Meiningen angetreten hatte, fanden kurz darauf Wahlen statt. Nach vier Jahren Studium in Hamburg war ich an demokratische Wahlen gewöhnt. Ich konnte mich nicht entschließen, zur Einheitslistenwahl zu gehen. Daraufhin kamen sie mit der Urne und holten mich aus dem Jugendkreis heraus. Auf meine Frage vor der Kapellentür, ob ich mich der Stimme enthalten könne, hieß es: „Aber sind Sie denn als Christ nicht für den Frieden? Dann müssen Sie doch für unseren Friedenskampf stimmen!“ Ich nahm das drohende Angebot nicht an. Später riet mir ein in der Bekennenden Kirche bewährter Pfarrer: „Diese Wahl- farce ist noch nicht der *status confessionis*. Morgen werden dieselben Leute regieren, gleichgültig ob Sie zur Wahl gehen oder nicht.“

Im SED-Reich bewirkte das Evangelium des Friedens mehr Widerstand gegen den Machtfrieden der Ideologie als dies vor 1945 der Fall war. Christliches Friedenszeugnis rang dem Staat z. B. die Einführung der „Bausoldaten“ ab, die als Soldaten ihren Dienst ohne Waffe tun konnten. Totalerweigerer des Wehrdienstes wurden eingesperrt, die Forderung eines Sozialen Friedensdienstes (als Wehersatzdienst) von Honecker als „staats-, verfassungs- und friedensfeindlich“ eingestuft. Während im NS-Staat die Christen, auch die der Bekennenden Kirche, fast ausnahmslos für „Führer und Vaterland“ in den Krieg zogen, viele auch voll Begeisterung, war die Zahl derer, die nicht für das „sozialistische Vaterland“ kämpfen wollten, größer.

Friedensgruppen, auch christliche, waren der Partei willkommen, wenn sie einseitig den von der Sowjetunion diktierten Frieden unterstützten und die Abrüstung des Westens verlangten. Wer von *beiden* Weltlagern „Frieden schaffen ohne Waffen“ forderte, wurde diskriminiert und verfolgt.

Im Juni 1989 gingen meine Frau und ich in Louisville/Kentucky zum Protest gegen das Massaker auf dem Platz des Himmlischen Friedens in Peking mit US-Bürgern auf die Straße. Das war nicht ungefährlich, weil zu Hause der spätere Staatsratsvorsitzende der DDR, Egon Krenz, das Massaker ausdrücklich für rechtens erklärt hatte. Damals ahnten wir nicht, dass fünf Monate später die Friedensgebete der Gewaltlosen, die auf die Straße getragen wurden, über den Gewaltfrieden der Mächtigen gesiegt haben würden. In der Tat ein Wunder biblischen Ausmaßes. Wir schrieben die Autorschaft dem „Gott des Friedens“ zu.

3.3 Auf das Ende des Kalten Krieges folgte nicht das „Ende der Geschichte“¹³, die Gewalt des Krieges trat in neuen, globalisierten Formen auf. Was einmal der Weltkrieg der Nationen war, ist zum Krieg der Welten geworden, der ökonomischen, kulturellen und religiösen Interessensphären.

Das 21. Jahrhundert hat mit dem „War on Terrorism“ begonnen. Eine Handvoll Verbrecher hatte mit gekaperten Flugzeugen, die sie in zwei Handelstürme von babylonischen Ausmaßen jagten, den Vereinigten Staaten von Amerika abgefordert, was sie seit ihren Unabhängigkeitskriegen nicht mehr erlebt hatten: fast 3000 Todesopfer im Inland durch einen quasi kriegerischen Angriff *von außen*. Bis dahin hatte man sich nur *inneramerikanisch* gegenseitig abgeschlachtet.

3000 Todesopfer haben einen weltweiten unkontrollierbaren Krieg hervorgerufen, der bereits zwei Nationen umstrukturiert hat, ohne Frieden zu schaffen. Allein der alliierte Luftangriff auf Dresden hat 1945 weit mehr als seine gezählten 35 000 Toten gefordert. Krieg ist nicht gut, auch wenn er noch so gut gemeint ist, er hat noch nie die Welt verbessert. Krieg ruft immer Gegenkrieg hervor und eine unendliche Kette des Unheils. In der globalisierten Welt wurde er zum asymmetrischen Krieg, wo archaische Stammes- und Glaubenskrieger an vielen Brandherden gleichzeitig ihre mit modernster Vernichtungstechnik hoch gerüsteten Gegner das Fürchten lehren. Sie haben die größere Masse an Menschen, die sie skrupelloser zu „verheizen“ bereit sind.

Weil vor 20 Jahren in Deutschland das Wunder der Gewaltlosigkeit gesiegt hat, glaube ich, dass wir es wagen können, nicht nur familiärer, sexistischer und Jugendgewalt entgegenzutreten, sondern auch der Gewalt des Krieges – im Auftrag dessen, der unser Friede geworden ist: Jesus Christus. Herbeizaubern bzw. herbeibeten können wir weder *Wunder* biblischen Ausmaßes noch die *Apokalypse* biblischen Ausmaßes. Aber wir können das christliche Friedensethos in die Tat umsetzen, den Frieden mit Gott zum Frieden mit den Menschen werden lassen.

4 Von Zielen und Wegen

Franz Müntefering, der bisherige Vorsitzende der SPD, sagte bei der Vorstellung des Wahlprogramms seiner Partei im August, dass für die SPD „auf immer und ewig der Weg“ maßgeblich sei, und nicht das Ziel.

In der DDR war das anders. Da gab es die eine herrschende Partei, die alles dem Ideal des Kommunismus unterwarf, der „lichten Zukunft der Menschheit“, wie sie es poetisierend nannte. Zu diesem Ziel gab es keine Alternative, es rechtfertigte alle Grausamkeiten des Weges und alle Umdeutungen von wegweisenden Begriffen wie Frieden, Freiheit, Einheit, Sozialismus. So oft der Kurs auch im Zickzack verlief, die Zielpeilung wurde nie aufgegeben.

¹³ Vgl. FRANCIS FUKUYAMA, *The end of history and the last man*, 1992, deutsch: *Das Ende der Geschichte. Wo stehen wir?*

Dieser den Menschen und die Gesellschaft total beanspruchenden Ideologie mit ihrer pseudoreligiösen Eschatologie stand die Kirche mit ihrer Ziel und Weg bestimmenden Rede von der Gottesherrschaft durch den gekreuzigten und auf-erstandenen Christus gegenüber. Sie befand sich damit in einem permanenten *status confessionis*, und da das Bekenntnis ja nicht nur den Akt des Zeugnisses, sondern auch das Handeln einschließt, trat der Bekenntnisfall nicht nur im Gottesdienst, sondern vor allem in den Entscheidungen des Alltags ein, und zwar für die Kirche(n) in ihrem Verhältnis zum Staat, für die Ortsgemeinde in ihrer Beziehung zum gesellschaftlichen Umfeld und für den einzelnen Christen in allen seinen Lebensbezügen.

4.1 Kirche und Staat

Die Trennung von Staat und Kirche war Tatsache und von den Freikirchen natürlich grundsätzlich begrüßt, sie wurde in der zweiten DDR-Verfassung von 1968 aber ebenso wenig erwähnt wie der Rechtsstatus der Institution Kirche, trotz kirchlicher Proteste. Festgeschrieben war nur das Bürgerrecht des Einzelnen, „sich zu einem religiösen Glauben zu bekennen“ (Art. 39). Das institutionelle Verhältnis beschrieb der schwammige Satz: „Näheres kann durch Vereinbarungen geregelt werden.“

So fanden anders als im NS-Staat in der DDR ständig Gespräche zwischen Staat und Kirchen statt. Die Freikirchen erfuhren dabei im Vergleich mit früheren Zeiten eine gewisse Aufwertung.¹⁴ Beim Staatssekretariat für Kirchenfragen war die Abteilung „Sekten und kleine Religionsgemeinschaften“ für die Freikirchen zuständig. Das bedeutete für diese, sich von willfähigen Gesprächspartnern des Staats wie der Neuapostolischen oder der Johannischen Kirche absetzen zu müssen. Der Inhalt der Gespräche reichte von Grundsatzverhandlungen zu Friedens- und Bildungsfragen über Bau- und Druckgenehmigungen bis hin zu Einfuhr- und Reisegenehmigungen. Die Abhängigkeit vom Wohlwollen des Staates in allen gesellschaftspolitischen Bereichen war Zeichen der institutionellen Unfreiheit der Kirchen und demonstrierte ihre Ohnmacht und die Allmacht des SED-Staats.

Wie in dieser Position der Schwäche die „Stärke“ des Evangeliums zum Zuge kommen konnte, wird in den Ausführungen zum Leben des einzelnen Christen in der DDR zur Sprache kommen. Als 1979 die bis dahin größte Delegation des DDR-Bundes am EBF-Kongress in Brighton/England teilnehmen durfte, fühlte sie sich in ihrem Selbstverständnis durch das Kongressthema gut gespiegelt: „So weak, and yet strong“. Dieses Motto nach 2. Kor 12, 10 erschien den Teilnehmern aus allen Ostblockstaaten wie die Draufsicht des Glaubens auf ihre Situation.

¹⁴ In anderen sozialistischen Ländern wie Ungarn oder Polen wurde diese Aufwertung gegenüber den dominierenden Großkirchen als befreiend empfunden, wie mir EBF- und BWA-Delegierte aus diesen Staaten bestätigten.

Bei allen Schwankungen zwischen Phasen des Drucks und der Lockerung¹⁵ blieb ein grundsätzlicher Unterschied stets bestehen, nämlich der zwischen den zu Zeugnis und Dienst bereiten Kirchen und dem Weltanschauungsstaat, der den Menschen und die Gesellschaft total beanspruchte und sein Ziel je länger je mehr mit Zwang zu erreichen versuchte. Dieser Unterschied wuchs sich in der Praxis zum Gegensatz aus, z. B. wenn es um die Propagierung des Atheismus im Bildungswesen ging oder um das Verständnis des Friedens: hier der Gewaltverzicht, dort der „Friedenskampf“ mit allen Mitteln des staatlichen Gewaltmonopols. Diese Waffenungleichheit versetzte die Kirchen in einen wehrlosen Zustand, die sie nur durch die Zuspitzung des Zeugnis- und Dienstcharakters in der Feindesliebe aushalten konnten.

Erst nach dem Mauerbau 1961, als die Gemeinden durch Abwanderung bereits stark ausgeblutet waren, beschäftigten sich die Kirchen intensiver mit der Frage, wie man im sozialistischen Staat leben und nicht nur „überwintern“ könne. Als Ergebnis kam die unglückliche, vielfach missdeutete und missbrauchte Formel von der „Kirche im Sozialismus“ heraus. Mit dieser Definition der Wirklichkeit sollte der ehrliche Wille ausgedrückt werden, den missionarischen Auftrag und den Dienst an den Menschen unter den gegebenen Umständen auszuführen und nicht im ständigen Schielen auf die Verhältnisse in den Ländern des Westens.

Was die Partei-Ideologen besonders ärgerte, war das Festhalten der DDR-Kirchen auch nach ihrer organisatorischen Trennung von den BRD-Kirchen¹⁶ an den „besonderen Beziehungen“ und das heißt an der geistlichen und damit auch theologischen Kommunikation. Sie konnte durch keinen noch so massiven Druck unterbrochen werden und profitierte auch von den Erleichterungen im Grenzverkehr von West nach Ost und umgekehrt sowie von zunehmender Teilnahme an internationalen Veranstaltungen, die dann auch zu gesamtdeutschen Begegnungen genutzt wurde. Es ist klar, dass diese anhaltenden Verbindungen von der SED als Verleugnung der DDR-Realität verbucht wurden.¹⁷

Trotz staatlicher Drohgebärden und Interventionen bekannten sich die Kirchen kontinuierlich in der Öffentlichkeit zur „geistlichen Verbundenheit“ als *condicio sine qua non* kirchlicher Existenz. Theologisch wirkte dabei die „Barmer Theologische Erklärung“ von 1934 nach, die die „Kirche als Gemeinde von Brüdern“ sah (These 3), in der Jesus Christus der unbedingte Maßstab ist, der „Gottes Anspruch auf unser ganzes Leben“ (These 2) offenbart. Wo auch immer andere Instanzen in gottähnlicher Manier diesen absoluten Anspruch erheben,

¹⁵ In der Zeit zwischen 1953 und 1959 konnten z. B. 25 Studierende aus der DDR ihr Theologiestudium in Hamburg-Horn absolvieren und zum Pastorendienst in die DDR zurückkehren.

¹⁶ Der BEK und der BEFG vollzogen die juristische Trennung 1969.

¹⁷ Wenn ADOLF POHL 1962 vom deutschen Volk, das den Krieg verloren hat, in der Wir-Form spricht, d. h. DDR und BRD diesbezüglich gleichsetzt, dann wirft man ihm „abstrakten christlichen Neutralismus“ vor, der von „politische(r) Desorientiertheit“ zeugt oder gar „politische Desorientierung und bewusste negative politische Meinungsbildung und -verbreitung“ betreibt. Vgl. Erlebt in der DDR, Wuppertal/Kassel 1995, 16.

ist Widerspruch und Widerstand angesagt. Maßgebliche Führungspersönlichkeiten der evangelischen Kirchen in der DDR kamen aus der Bekennenden Kirche. Ich teile nicht die Meinung, dass sie anders als im nationalsozialistischen Staat in der DDR blind für den *status confessionis* gewesen wären und so Vor-schub geleistet hätten zu einer „Widerstandsschwäche“ der Kirche¹⁸.

Uns im BEFG hat das Thema „Kirche im Sozialismus“ mit seinen politischen und theologischen Implikationen weniger beschäftigt. Wir versuchten vielmehr unter dem biblischen Motto „Suchet der Stadt Bestes“ im Sinne der Bergpredigt missionarisch-diakonisch zu wirken und von einer mehr oder weniger feindlichen „Koexistenz“ zu einer kritisch-reflektierten „Proexistenz“ von Gemeinden und Gesellschaft zu kommen. Im Nachhinein mussten wir erkennen, dass die Hoffnung auf eine reformierbare DDR trog. Alles, was in diese Richtung wies, wurde als revisionistisch, konterrevolutionär und damit staatsfeindlich verdammt und mit entsprechenden Sanktionen bedacht.

Bis in die 1980er Jahre hinein hielt die SED an dem Ziel fest, „einen Staat und eine Gesellschaft ohne Kirche, eine Bevölkerung ohne Christentum und einen Menschen ohne religiösen Glauben zu schaffen“¹⁹. Dabei fuhr sie immer zweigleisig, sie nannte das „dialektisches Herangehen“. Nach außen sollten ihre Erklärungen zeigen, wie verfassungsgemäß und großzügig ihre Religions- und Kirchenpolitik sei, „ohne die religiösen Gefühle der gläubigen Bürger zu verletzen“. Die eigentliche Absicht richtete sich nach innen, sie war für den „gläubigen Bürger“ meist nicht erkennbar, weil sie mit der konspirativen Taktik der „Tschekisten“²⁰ verfolgt wurde. Im Prinzip wurde jede kirchliche Tätigkeit als konterrevolutionäre Sabotage des „Fortschritts“, sprich Sozialismus, betrachtet.

Gegen Ende der 1980er Jahre wuchs in der Partei-Intelligenz die Einsicht, dass man mit der Religion wohl doch noch eine ganze Weile würde zusammenleben müssen. Doch da war es für eine grundsätzliche religionspolitische Kursänderung bereits zu spät.

4.2 Die Gemeinde vor Ort

Das Verhältnis zwischen dem sozialistischen Staat und der Kirche sei so gut, wie es der einzelne Christ vor Ort erfahre, hatte *Bischof Schönherr* bei dem Grundsatzgespräch mit Honecker am 6. März 1978 gesagt, wo der Begriff „Kirche im Sozialismus“ vom BEK akzeptiert wurde.

¹⁸ So den Barth-Schülern vorgeworfen von WOLFHART SCHLICHTING, in: ELTHG 3, 1902, Wuppertal/Zürich 1994.

¹⁹ HANS-GERHARD KOCH, Staat und Kirche in der DDR. Zur Entwicklung ihrer Beziehungen 1945-1974 – Darstellung, Quellen, Übersichten, Stuttgart 1975, 10.

²⁰ Tscheka ist das Kurzwort für „Außerordentliche Kommission zum Kampf gegen Konterrevolution und Sabotage“, 1917-1922 die politische Polizei in der UdSSR. Mielke verstand die Stasi als „tschekistische“ Organisation.

Vor Ort trafen die Gemeinden in den Behörden zwar auf Menschen mit unterschiedlichen „Härtegraden“, so dass an dem einem Ort Genehmigungen erteilt wurden, die am andern verweigert wurden. Doch grundsätzlich war der *status confessionis* auch in den regionalen und lokalen Ablegern des totalitären Staates „gleichsam omnipräsent“ (Helmut Thielicke). Jede noch so geschickte Verhandlungsführung gelangte irgendwann an den Punkt, wo das wache Gewissen die reinen Zweckmäßigkeitserwägungen stoppte. Dann galt es abzuwägen, was zum Nutzen der Gemeinde war, ohne dabei Christus zu verleugnen. Bei allen Ohnmachtsgefühlen gegenüber dem mit allen Machtmitteln ausgestatteten Gesprächspartner erfuhren die Vertreter der Gemeinden immer wieder, dass ihnen „zu der Stunde gegeben“ wurde, „wie oder was“ sie „reden“ sollten (Mt 10, 19).

Durch die relative Autonomie der Ortsgemeinden in einer Kirche, die nicht so straff strukturiert war wie die Landeskirchen, konnten wir vielleicht flexibler in den Reaktionsmöglichkeiten sein. Im Grunde aber waren wir in einem Boot mit den großen Kirchen, für den Staat eher ein Anhängsel derselben und als solches eine zu vernachlässigende Größe.

Trotzdem hielt der furchtsame Staat seine Augen auch gegen die Kleinen offen. So ordnete er z. B. den Versuch, Hauskreise in Privatwohnungen zu bilden, ein als „Vorbereitung der Kirche auf eine mögliche Illegalität“²¹. Das war nicht einmal abwegig. So hatten wir uns im Theologischen Seminar Buckow eine Zeitlang mit dem Gedanken beschäftigt, wie in schärfer werdenden Verfolgungszeiten die Gemeinden mit nichthauptamtlichen, aber trotzdem gut ausgebildeten Pastoren arbeiten könnten.

Solche Diskurse waren in Buckow möglich, weil das Seminar ein besonderer Raum des Vertrauens war. Wir lebten und arbeiteten wie auf einer Insel - als „Inseln der Angstfreiheit“ hat die Bundesbeauftragte für die Stasi-Unterlagen die Kirchen bezeichnet. Zwar gab es auch für uns Auflagen des Staates, was z. B. die Zahl der Studierenden betraf, aber in den Inhalten des Lehrbetriebs waren wir frei. Die an den staatlichen theologischen Fakultäten obligatorischen ideologischen Schulungen, von FDJ-Funktionären durchgeführt, fanden bei uns nicht statt. Wir gestalteten mit vertrauenswürdigen und kompetenten Lehrkräften aus unserer Freikirche die Auseinandersetzung mit dem Marxismus-Leninismus in eigener Verantwortung.

Grundsätzlich erlebten sich auch die freikirchlichen Gemeinden als „Raum des Vertrauens“²². Ihre Mitglieder, die einander normalerweise gut kannten, genossen den „Raum der Freiheit“, der sich ihnen in der Gemeinde auftat, „wo man seine Meinung frei äußern und zeigen darf, wo man nicht politische und andere Parolen nachtönen muss und wo zwanghaftes Verhalten sich in gelöstes verwandelt“²³.

²¹ Vgl. o. Anm. 5.

²² Vgl. WIARD POPKES, *Gemeinde – Raum des Vertrauens*, Wuppertal/Kassel 1984.

²³ Ebd., 28.

Die Wahrheit braucht Transparenz, auf Russisch Glasnost. Im Misstrauensraum der DDR-Gesellschaft bemühte sich jeder, in der Öffentlichkeit möglichst undurchschaubar zu sein. Man blieb dem anderen „die Wahrheit und das freie Wort“ schuldig.

Die Wahrheit vor Unbekannten (und manchmal auch vor Bekannten) auszusprechen, war ein heikles Unternehmen. Im Theologischen Seminar Buckow konnte man sich aufeinander verlassen, Wahrheit wurde im biblischen Sinn als Verlässlichkeit erfahren. Nun kann man einwenden, dass das ein winziger Raum mit wenigen Personen war. Wie wir aber später erfuhren, reichte die staatliche Desinformation und Zersetzung bis in die kleinsten Zellen hinein und riss sogar Familien auseinander. Aus diesem Grund können wir das damals als selbstverständlich erlebte Vertrauen im Rückblick als eine besondere Gnade Gottes sehen. Ein christliches Spezifikum, die „Wahrheit in der Liebe“, hatte sein Kraft entfaltet.

4.3 Der einzelne Christ

4.3.1 Was bedeutete der Dauerzustand des *status confessionis* für den Einzelnen?

Wozu hatte der Christ im Konfliktfall ohne Wenn und Aber zu stehen? Zur Wahrheit des Evangeliums, sagen wir, komprimiert in der Person Jesu Christi. Wann immer mein Bekenntnis zu ihm in Frage gestellt, behindert oder bekämpft wird, habe ich in der „Freiheit eines Christenmenschen“ eindeutig zu reagieren.

Waffengleiche Debatten mit dem weltanschaulichen Gegner auf Augenhöhe waren kaum möglich, sie endeten schnell in Propaganda und Indoktrinationsversuchen.

Ich erinnere mich an einen einzigen SED-Genossen, einen jungen Studienrat, mit dem ich als frisch gebackener Pastor über Wochen weltanschauliche und Glaubensfragen erörtern konnte, das aber nur im geschützten Raum bei uns zu Hause. Später war ich von solchen Gesprächspartnern abgeschrieben, entweder als der hoffnungslos Rückständige oder der Klassenfeind. Übrigens habe ich damals aus der Debatte über das Thema Schöpfung gelernt, dass christlicher Glaube nicht an Fragen des ersten Glaubensartikels entsteht, sondern am Zeugnis des zweiten.

In den 1960er Jahren las ich einen Bericht des im Juli in Oxford verstorbenen polnischen Philosophen Leszek Kołakowski (1927-2009). Er wurde von seinen Studenten in Warschau gefragt, was denn der Marxismus zum Tod zu sagen habe. Da geriet er ins Stottern. Er dachte nach und trat „für die Philosophie des Narren ein, also für die Haltung der negativen Wachsamkeit“, wie er schon 1959 in seinem Buch „Der Priester und der Narr“ geschrieben hatte. Negative Wachsamkeit ist das Gegenteil von Überwachung und Bespitzelung. Kołakowski erhielt Lehrverbot in Warschau und entwickelte dann in Oxford seine Philosophie des moralischen Bewusstseins mit einer autonomen Welt der Werte. Nach dem Zusammenbruch des sozialistischen „Lagers“ schrieb er:

„Heute fürchten wir nicht mehr den Kommunismus, wir fürchten etwas Unbestimmtes, da wir uns des geistigen Grundes beraubt haben, auf dem sich das Vertrauen zum Leben bildet. Dieses verlorene Vertrauen wird durch eine unklare Furcht ersetzt.“²⁴

Die „negative Wachsamkeit“ des Narren, allerdings im Sinne des paulinischen „Narren um Christi willen“ (1. Kor 4, 10) gibt treffend wieder, wie ich mich als Christ und Theologe im Gegenüber zur herrschenden Ideologie sah.

4.3.2 Was ist von dem „dritten Weg“ zwischen Anpassung und Verweigerung zu halten?

Gemeint ist nicht die Suche der DDR-Oppositionellen nach einer Spur zwischen dem sozialistischen und dem kapitalistischen Weg, gemeint ist das praktische Verhalten der Christen, die hundertprozentig „in der Welt“ und ebenso hundertprozentig „nicht von der Welt“ sind, in welchem politischen System auch immer. Anpassung an die Erfordernisse der Zeit ist um der Menschen willen notwendig, sagt uns das Evangelium.²⁵ Völliges Aufgehen in den Forderungen der Zeitgenossen ist für den Glauben tödlich, lehrt die geschichtliche Erfahrung. Das Spannungsverhältnis von Anpassung und Verweigerung drückte sich in unterschiedlichen Formen aus. Der Pastor auf der Kanzel musste damit rechnen, dass da jemand zuhörte, der seine Loyalität zum Staat und dessen Politik überprüfte. So gewöhnte er sich daran, seine Worte zu wägen. Sprach er zum Beispiel im biblischen Sinn von „Grenzüberschreitung“, konnte ihm das – auch bei völlig unpolitischer Sinnggebung – als staatsfeindliche Äußerung angekreidet werden. Die vermutete oder tatsächliche Anwesenheit solcher Leute spornte aber auch an, das Evangelium mit umso mehr *Parresía*, der guten alten „Freudigkeit“, zu sagen.²⁶

Christen konnten in 40 Jahren DDR ihrem Herrn Jesus Christus und seiner Gemeinde nur treu bleiben, wenn sie sich nicht total in dieses Gesellschaftssystem einpassten. Dem begeisterten Anfang im Glauben: „Herr, wohin du auch immer gehst, ich folge dir“²⁷, folgte das Überschlagen der Kosten auf dem Fuß. So konnte man aus dem Gemeindedienst ans Theologische Seminar nach Buckow berufen werden, dort aber keinen Platz finden, wo man sein „*Haupt hinlegen*“ konnte, weil für Theologen zuallerletzt Wohnraum zur Verfügung gestellt wurde.

²⁴ Zitiert in einem Nachruf auf Kolakowski in DIE ZEIT Nr. 31, 23. 7. 2009, 47: THOMAS ASSHEUER, Die Freiheit und das Böse.

²⁵ Vgl. etwa 1. Kor 9,19-23.

²⁶ Es kam auch zu konkreten Grenzüberschreitungen. Zum Beispiel profitierte die Bibliothek des Buckower Seminars davon, dass ein Großteil ihrer theologischen Literatur auf konspirativen Wegen zu ihr gelangte. Die 10-15 Titel, die beim Staat pro Jahr zur Genehmigung eingereicht werden durften – ohne Gewähr – waren neben den wenigen theologischen DDR-Publikationen nicht mal ein Tropfen auf den heißen Stein des Studienbetriebs. Vgl. OSKAR SCHNETTER, der Direktor der Deutschen Buchhilfe, hat den wagemutigen Grenzüberschreitern ein Denkmal gesetzt mit seinem Buch „Deutsch-deutsche Grenzüberschreitungen – in geheimer Buchmission von West nach Ost“, Moers 1990.

²⁷ Lk 9,57.

Ein kleiner Ausschnitt aus der täglichen Gratwanderung zwischen Anpassung und Verweigerung: Darf man die Kinder den Jungen Pionieren überlassen, die interessante Freizeitangebote machen, sie aber auch indoktrinieren? Soll man den Verlockungen der Jugendweihe nachgeben, um später die Zulassung zu Abitur und Studium zu bekommen? Lasse ich mich in die atheistische FDJ zwingen, die „Kampfreserve der Partei“? Militärdienst mit oder ohne Waffe, was gleichbedeutend war mit beruflichem Fortkommen oder Ausgrenzung? Die Frage war nicht, was *machbar* ist und was nicht, sondern was ethisch *tragbar* ist und vor dem Evangelium Jesu Christi besteht. Dabei wurden scheinbar kleine Schwierigkeiten zu Überlebensfragen.

Es wäre ein fataler Irrtum zu meinen, in einem Staatswesen, das dem Christlichen aufgeschlossener gegenübersteht, gäbe es Anpassung als Risiko für Nachfolger Jesu nicht. Das Risiko, dem sie sich aussetzen, ist nicht dieses oder jenes System, es ist die Welt selbst in ihrem glaubensbedrohenden Aspekt.

Auf einer Studententagung unseres Bundes in der DDR sprachen wir über die Christusgemeinde als Alternativgesellschaft. Ein Teilnehmer, der aus dem Westen kam, empörte sich: „Ihr müsst euch doch der Gesellschaft anpassen, in der ihr lebt. Das hat schließlich auch Paulus getan. Warum will die Gemeinde immer anders sein?“ Es ist aber gar nicht so, dass sie das will, sie *ist* anders. Solange sie auf der Spur Jesu ist, merkt man ihr ihre Herkunft an.

Der Hindernislauf zwischen Anpassung und Verweigerung geht weiter, auch wenn es für uns hier und jetzt nicht unbedingt ums Überleben geht. Oder verstehen die Kirchen ihre augenblickliche Lage vielleicht als Kampf ums Überleben und reagieren deshalb angstvoll? Angst, diese schlechte Ratgeberin, hat in der DDR viele zur Über-Anpassung verleitet, zu Zugeständnissen, die man nicht unbedingt hätte machen müssen. Uns hat zu sehr die Sorge umgetrieben, dass man dem SED-Staat vielleicht zu viel „zumuten“ könnte.

Die Gemeinden erlebten in dieser Welt der Angst und Enge aber immer wieder auch deren Überwindung, so z. B. in der gefährlichen, trotz Bespitzelung und Einschüchterung erfolgreichen „offenen Jugendarbeit“²⁸.

5 Waren wir brauchbar?

In Lukas 17 steht am Ende einer Reihe von Regeln für die Nachfolger Jesu ein Satz der „Aufarbeitung“ (V. 10): „Wenn ihr alles getan habt, was euch aufgetragen war, dann sagt: unbrauchbare Knechte sind wir, wir haben getan, wozu wir verpflichtet waren.“ Für die Sache Gottes sind Menschen grundsätzlich unbrauchbar. Wenn wir trotzdem seine Partner und Mitarbeiter sein dürfen, dann ist das reine Gnade. Auf der Grundlage der Gnade erfüllen wir den Auftrag zu

²⁸ Vgl. Offene Jugendarbeit in der Gemeinde Berlin-Köpenick von 1967-1971, in: Erlebt in der DDR, ebd., 244 ff.

Zeugnis und Dienst, d. h. wir sind keine Helden und keine Kraftmeier und sehen uns nicht nach dem Martyrium.

Haben wir alles getan, was uns von Gott aufgetragen war? Haben wir seinen Auftrag angemessen ausgeführt? Die Frage bleibt, auch wenn wir sagen, wir haben alles getan, was wir konnten. Hätten wir nicht *mehr* tun können, vor allem: Hätten wir es nicht *besser* tun können? Die entscheidende Frage im Zuge der „Aufarbeitung“ lautet: Wie weit haben wir, die wir dem lebendigen Gott verpflichtet sind, den Verpflichtungen nachgegeben, die uns ein ideologierter Staat auferlegte?

In Lukas 17 reagieren die Jünger auf die Zumutungen Jesu mit der Bitte um „*mehr Glauben*“. Aber nicht das *Maß* des Glaubens entscheidet, nicht das Idealbild der glaubensstarken Gemeinde bringt es. Jesus korrigiert dieses religiöse, selbsterfüllende Verständnis vom Glauben: „Wenn ihr Glauben hättet wie ein Senfkorn.“ *Das* ist es. Auf die *Art* des Glaubens kommt es an. Es ist der Glaube, der sich nicht auf sich selbst, sondern auf Jesus Christus, seine uneinnehmbare Bastion, zurückzieht. Wo das geschah, wo die unbrauchbaren Knechte, die an den Grenzen ihrer eigenen Kraft verzweifelten, sich in den Grenzen der Kraft Gottes bewegten, da erfuhren sie, dass seine Kraft keine Grenzen hat. Waren wir brauchbar? Und zwar im Bonhoefferschen Sinn: Brauchbar für Gott?

Nein, weil wir zu sehr der Kraft der modernen Form der Pax Romana vertraut oder sie gefürchtet haben – in der sozialistischen wie in der kapitalistischen Erscheinungsweise. Ja, weil wir nicht von der säkularen Friedensbasis aus gehandelt haben, sondern auf der Grundlage des Schalom Gottes, im Bekenntnis zu Jesus Christus, der „unser Friede“ ist (Eph 2, 14).

Als die nach Meinung ihrer Gegner „Sterbenden“ haben Christen in der DDR für den Frieden auf Erden in ihrem sozialen Umfeld Gespräche geführt, demonstriert, verhandelt und versucht, Kompromisse zu schließen, die das Bekenntnis zu Jesus Christus nicht kompromittieren. Sie waren „schwach“, doch sie erfuhren die Stärke Gottes. Deshalb überlebten sie. Im Vergleich mit dem Verhalten der Baptisten unter dem Nazi-Regime meine ich, haben sie die Sache Jesu Christi im öffentlichen Raum gut vertreten.

Abstract

The year 2009 saw a huge number of official events in Germany commemorating the fall of the Berlin Wall. This paper offers personal reminiscences of a Christian pastor who lived through the Nazi and socialist dictatorships. These include the wonder at the fall of the wall itself, an evaluation of the effect of socialism on the citizens, an account of the undermining of the socialist state by means of nonviolence and reflections on the coexistence of the church and an atheistic state, the life of individual congregations and the balancing act of the individual Christian between rebellion and conformity.

Christian Wolf, DD (Befg), Bruno-Wille-Straße 21, 12587 Berlin;
E-Mail: AChriwo@kabelmail.de